

:GLAUBEN

Mein Haus steht in einem tief eingeschnittenen Tal im Schatten eines hohen Berges, an einem Bach namens Bear Creek. Während der Schneeschmelze und nach starken Regenfällen wird aus dem Bach

ein reißender Fluss, in dem schon Menschen ertrunken sind. Einmal wanderte ich den Bach hinauf, bis zu seiner Quelle oben auf dem Berg. Ich stand auf einem Schneefeld mit jenen tassenartigen, runden

Vertiefungen, die entstehen, wenn Schnee in der Sonne schmilzt. Unter dem Schnee gurgelte es leise, und an den Rändern kamen kleine Wasserfinger hervor, die sich zu Pfützen vereinigten, dann zu einem kleinen

GOTT WIEDER SEINEN PLATZ ZUGESTEHEN

Beten – Gott lädt uns ein,
eine Pause zu machen



Richtungswechsel

Der Bach und die Quelle ... Beim Beten wähle ich meistens den falschen Ausgangspunkt. Ich beginne im Tal, mit meinen Sorgen und Anliegen, und bringe sie vor Gott. Ich informiere ihn, gerade so, als ob er nicht schon längst alles wüsste. Ich bitte ihn und bettle wie ein Verhandlungspartner, der den anderen herumkriegen will. Warum beginne

ich nicht oben, an der Quelle?

Wenn ich den großen Richtungswechsel vollziehe

und bei der Quelle anfangen, entdecke ich, dass Gott sich ja schon viel mehr Sorgen um meinen krebserkrankten Onkel, den Weltfrieden, die kaputte Familie meines Nachbarn oder meine rebellische

Teenagertochter macht als ich selber. Gottes Gnade ist wie Wasser; sie fließt nach unten. Ich beginne mit Gott, der die Hauptverantwortung für das trägt, was auf der Erde geschieht, und frage ihn, was für eine Rolle ich in seinem Plan und Wirken spielen soll. „*Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach*“, rief der

Ich brauche die Korrekturbrille des Gebets, weil ich immer wieder die Perspektive Gottes verliere.

Prophet Amos aus (Amos 5,24). Was werde ich tun: am Ufer stehen bleiben oder in das Wasser springen?

Mit diesem neuen Ausgangspunkt für mein Beten ändert sich auch meine

Bergsee, und aus dem Bergsee begann ein kleiner Bach seinen Weg nach unten, wo er sich mit anderen Bächen vereinigte, bis er, schon um einiges breiter und tiefer, an meinem Haus vorbeifloss.

Sichtweise. Ich schaue mir die Natur an und sehe nicht nur Wildblumen und das Herbstgold der Bäume, sondern das Werk eines großen Künstlers. Ich schaue die Menschen an und sehe nicht einen „nackten Affen“, sondern ein Ebenbild Gottes, das für die Ewigkeit erschaffen ist. Und mein Loben und Danken ist nicht eine lästige Pflicht, sondern das Natürlichste von der Welt.

Ich brauche die Korrekturbrille des Gebets, weil ich immer wieder die Perspektive Gottes verliere. Ich schalte den Fernseher ein und werde von einer Flut von Werbespots überschwemmt, die mir versichern, dass der Erfolg hat, der viel Geld hat und gut aussieht. Auf der Fahrt in die Stadt sehe ich einen Bettler am Straßenrand, der mit einem Schild um milde Gaben bittet, und schaue hastig zur Seite. Im Radio kommt eine Meldung über einen Diktator irgendwo in Afrika, der soeben ganze Elendsviertel mit der Planieraupe platt gemacht hat, um seine Hauptstadt zu verschönern; 700.000 Menschen haben kein Dach mehr über dem Kopf. Die Welt verdunkelt meinen Blick für die Perspektive Gottes.

Allein das Gebet gibt mir einen Blick, der demjenigen Gottes ähnelt. Die Augen gehen mir auf, und ich sehe, dass Reichtum kein erstrebenswertes Ziel, sondern eine furchtbare Versuchung ist, dass der Wert eines Menschen nicht auf seiner Kleidung oder seinem sozialen Status beruht, sondern darauf, dass er nach Gottes Bild geschaffen ist und dass Ethik über Ästhetik geht.

Alexander Schmemmann, ein Priester, der eine Reformbewegung in der russisch-orthodoxen Kirche anführte, berichtet, wie er einmal mit seiner Verlobten in Paris mit der U-Bahn fuhr! An einer Station bestieg eine alte, hässliche Frau in der Uniform der

**Allein das
Gebet gibt mir
einen Blick,
der demjenigen
Gottes ähnelt.**

Heilsarmee den Zug und setzte sich in die Nähe des Paares. Die beiden flüsterten sich auf Russisch zu, wie abstoßend die Frau aussah. Ein paar Stationen später stand sie auf, um auszusteigen. Als sie an den beiden vorbeiging, sagte sie in tadellosem Russisch: „Ich war nicht immer so hässlich.“ Schmemmann sagte seinen Schülern immer, dass diese Frau ein Engel Gottes war, der ihm die Augen öffnete.

Innehalten

„Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin!“ Ich finde in diesem bekannten Vers aus Psalm 46 zwei Anweisungen, die beide gleich wichtig sind. Erstens: Ich muss still sein, und das ist etwas, gegen das sich das moderne Leben förmlich verschworen hat.

Vor zehn Jahren waren die Leute zufrieden, wenn ich ihre Briefe binnen zwei Wochen beantwortete. Vor fünf Jahren waren sie zufrieden, wenn ich ihnen nach zwei Tagen zurückfaxte. Heute wollen sie, dass ich ihre E-Mails noch am gleichen Tag beantworte, und verstehen nicht, warum ich kein Handy oder SMS benutze. Ein Journalist fragte einmal Thomas Merton, was die größte geistliche Krankheit unserer Zeit sei. Der Mönch antwortete: „Der Götze der Effizienz. Vom Kloster bis zum Pentagon muss alles ständig funktionieren, dass die Menschen schier keine Zeit oder Kraft mehr für andere Dinge haben.“

Das Lauschen auf Geheimnisse, das Erspüren einer anderen Welt, ein Lebensstil des Seins und nicht des Tuns, ja selbst ein paar Augenblicke der Stille sind nicht leicht in unserer Welt der Hektik und Betriebsamkeit. Zeit für Gott und mein inneres Leben – ich muss sie mir förmlich ertrötzen.

Auf einer Pilgerwanderung nach Assisi in Italien legte die Schriftstellerin Patricia Hampl ein Heft mit Antworten auf die Frage „Was ist Beten?“ an. Sie schrieb ein paar Worte nieder: Lobpreis. Dankbarkeit. Bitten/Betteln/Verhandeln. Fruchtloses Jammern und Klagen. Innere Sammlung. Hier brach sie die Liste ab, denn sie entdeckte, dass das Beten nur scheinbar eine sprachliche Handlung ist: „Im Prinzip ist es eine Position, eine Stellung, die man bezieht. Und sie entdeckte weiter, dass Beten als Sammlung den Blick nicht begrenzt, sondern weitet; es ist ein gewohnheitsmäßiges Innehalten, das sich auf das ganze Dasein richtet.“

Ein gewohnheitsmäßiges Innehalten also. Seid stille! In diesem Sich-Sammeln werden meine Augen geöffnet. In diesem Bruch meiner Alltagsroutine erhält alles im Universum seinen richtigen Platz.

Dieses Sich-Sammeln bereitet mich vor für die zweite Anweisung: „... *erkennt, dass ich Gott bin! Ich will der Höchste sein unter den Heiden, der Höchste auf Erden*“ (Psalm 46,11). Nur durch das Gebet kann ich diese Wahrheit mitten in einer Welt glauben, die die Gott nicht erhöhen, sondern verdrängen will.

In einer Aussage vor der Wahrheits- und Aussöh-

**Das Gebet
erlaubt es
mir, meine
Grenzen,
Schwächen
und Niederlagen
zuzugeben
– zuzugeben
vor jemandem,
der auf unsere
menschliche
Schwäche
mit unendlicher
Gnade antwortet.**

Wenn der Sündenfall damit begann, dass zwei Menschen wie Gott werden wollten, dann besteht der erste Schritt beim Beten darin, dass ich Gott wieder seinen Platz zugestehe.

nungskommission in Südafrika berichtete ein Schwarzer, wie er zu Gott rief, als die weißen Wächter, nachdem sie ihn mit Gummiknüppeln geschlagen hatten, Elektroden an seinem Körper befestigten. Sie lachten ihm ins Gesicht, und der eine höhnte: „Hier sind wir Gott!“ Die Gerichtsverhandlung offenbarte die ganze Hohlheit dieses Satzes, denn jetzt saßen dieselben Wächter, all ihrer Macht beraubt, mit gesenkten Köpfen auf der Anklagebank. Sie waren gründlich entthront worden.

In Psalm 2 lacht Gott im Himmel über die Könige der Erde, die sich gegen ihn erheben wollen. Für den verfolgten Pastor einer Hausgemeinde in China oder den Christen, der in einem Arbeitslager in Nordkorea gefoltert wird, erfordert es einen großen Glaubenssprung, um wirklich zu der Gewissheit zu kommen, dass Gott der Höchste ist. Ich denke an Paulus, der in einem Kerker in Philippi Loblieder sang (Apostelgeschichte 16,25) oder an Jesus, wie er Pilatus aufklärte: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben her gegeben wäre“ (Johannes 19,11). Selbst in dieser kritischen Stunde behielt

Jesus seinen Weitblick, die Perspektive der Ewigkeit.

„Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin!“ Im Lateinischen lautet der Imperativ für „Seid still“ vacate. Das entsprechende Substantiv, vacatio, bedeutet so viel wie „Befreitsein“, „Diensturlaub“. Simon Tugwell erklärt: „Gott lädt uns ein, uns einen Urlaub zu gönnen, eine Weile aufzuhören, Gott zu spielen, und ihn selber Gott sein zu lassen.“ Zu oft stellen wir uns das Beten als lästige Arbeit vor, eine Pflicht, die wir irgendwie zwischen den übrigen Tagespflichten unterbringen müssen. Genau das ist falsch, schreibt Tugwell: „Gott lädt uns ein, eine Pause zu machen. Wir dürfen all diese anderen wichtigen Dinge, die wir in unserer Eigenschaft als Gott tun müssen, liegen lassen und Gott Gott sein lassen.“ Das Gebet erlaubt es mir, meine Grenzen, Schwächen und Niederlagen zuzugeben – zuzugeben vor jemandem, der auf unsere menschliche Schwäche mit unendlicher Gnade antwortet. Gott Gott sein lassen – dazu muss ich natürlich von meinem Chefsessel, auf dem ich der Boss bin, heruntersteigen, muss die Welt, die ich so

sorgfältig um mein ach so wichtiges Ich herum aufgebaut habe, aufgeben. Adam und Eva, die Erbauer des Turms von Babel, Nebukadnezar, jene Gefängniswächter aus Südafrika, aber auch all jene, die mit Süchten oder ihrem eigenen Ich kämpfen, wissen, worum es geht. Wenn der Sündenfall damit begann, dass zwei Menschen wie Gott werden wollten, dann besteht der erste Schritt beim Beten darin, dass ich Gott wieder seinen Platz zugestehe. „Auf dass der Mensch erkenne, dass er nicht seinen eignen Ort bewohnt“ (John Milton).

Philip Yancey

aus „Beten“ S. 28 – 32, 2007,
R. Brockhaus-Verlag, Wuppertal
Geb., 480 Seiten, EUR 19,95
ISBN 978-3-417-26716-7

Abdruck mit freundlicher
Genehmigung

